

Aus Käthe Miethes Feder

Fundstück 59:

„Eine Stadt jubiliert“

Quelle: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 12.07.1933

Ribnitz, im Juli

Man muß sich vorstellen, was es für eine Stadt bedeutet, einmal wieder im Mittelpunkt zu sein, nachdem sie zum Durchgang geworden war, zur Umsteigestation, obwohl sie schon seit siebenhundert Jahren als Stadt sich führen durfte.

Jahraus, jahrein, seitdem wir reisen wie heute, sind abertausende Menschen auf dem Bahnhof von Ribnitz angekommen, nur mit der einzigen Frage: Wann geht der Dampfer, wann fährt der Omnibus, reicht unsere Zeit noch zum Mittagbrot? Koffer wurden auf Wagen und Autos durch diese Straßen gefahren, und Menschen trabten in Rudeln mit Handgepäck, blaß hin und braun her. Sie sind über das holprige Pflaster gestolpert und haben höchstens einmal über einen frisch rinnenden Rinnstein ein Wort gefunden, und wenn sie dann über den Marktplatz kamen – viele haben nicht einmal gesehen, daß über die riesigen Linden und Kastanien noch der starke Turm einer Stadtkirche ragt, nicht einmal gewundert haben sie sich über diesen Bau, nicht gefragt, denn ihr Ziel lag über die Stadt selbst hinaus, und kamen sie wieder, dann war jeder Schritt durch die sauberen Straßen nur jeweils ein Schritt, der die Großstadt näher bringt und der Freiheit weiter entrückt.

Nun jubiliert diese Stadt, nun steht Ribnitz im Festesglanz. Ihretwegen allein sind unzählbar viele Flaggen aus allen Fenstern und Bodenluken gehängt, große und kleine, meist sehr stolze und große sogar. Ihretwegen allein haben die feinen niedrigen Bürgerhäuser, die wohl aus dem 18. Jahrhundert stammen, aus einer sauberen, bescheidenen Zeit, gebaut nach dem letzten großen Brand, Birkenbäumchen vor ihre breiten Türen gestellt und Girlanden von Fenstergesims zu Fenstergesims gereicht. Ihretwegen allein schwingt sich das fest gefügte Grün in vollen Bogen von Haus zu Haus, als wären die Häuser alle eins, die Schulter an Schulter in den Straßen stehen, und ihretwegen kommen auch die vielen Menschen in diese Stadt, solche, die ihre Kindheitstage hier sahen, und solche, für die nun Ribnitz die Stadt ist, wie für uns Berlin.

Sieben mal hundert Jahre: das ist eine lange Zeit, und es ist nicht möglich, kurz zu erzählen, was in diesen sieben mal hundert Jahren mit dieser kleinen Stadt im deutschen Lande geschah, denn sie nahm getreulich an allem teil, sie hatte die Pest in ihren Mauern, sie stand im Krieg, in großen Kriegen wie in den kleinen, die ganz gewiß nicht weniger erregend gewesen sind, auch wenn es um Klosterrechte oder um eine Kleiderordnung ging. Doch so, wie der Mecklenburger, wenn er erst einmal etwas „gefaßt“ hat, nicht los läßt, bis er es ganz umspannt, so hat er es auch mit seinem Stadtjubiläum getan. Es währt eine ganze Woche lang, und alles von ihm zu erzählen, ist fast so unmöglich, wie ein Bericht von der Geschichte der Stadt. Denn jeder nimmt an diesem Jubiläumsfest teil, und alles erfordert seine wohl zugeschnittene, reichliche Zeit, der Schifferball und der plattdeutsche Gottesdienst, die Korsofahrt und der Zapfenstreich der Schützenzunft, das Kinderfest und die Bürgersprache¹ auf dem Marktplatz wie der Abschlußball, der nach acht vollen Tagen alles beschließen soll, und zwar so beschließen, daß man begreift, weshalb am Hafen auf breitem Band an hohen Stangen die tröstlichen Worte stehen:

„Dei schönste Katertur
Dat is ´ne Watertur.“

¹ Regelmäßige Versammlung der Bürger einer Stadt.

An e i n e m Programmpunkt allerdings bleibt man stehen und schaut näher zu, obwohl er von außen am wenigsten sichtbar scheint; nach innen wirkt er am längsten nach. Das ist die Heimatausstellung, die Ribnitz zeigt. Sie ist zusammengebracht von Stadt und Land und in fünf Klassen der früheren Töchterschule² aufgebaut. Wenn das Glück günstig ist, soll sie der Grundstock zu einem Heimatmuseum sein.

„Fat jo nich allens an un sett juch nich aewerall dal“, steht über der Treppe geschrieben, die viele Mädchengenerationen tief ausgetreten haben. Es ist gut, daß man diese Warnung mit auf den Weg bekommt. Sie hält nicht einmal genug, denn schon fingert man an den Spulknechten herum und streicht über ein Kissen mit zart verblichener Stickerei, nun probiert man den alten, geschnitzten Stuhl und muß die bunten Teller vom Küchenbord sehen und nimmt auch noch in „Großmudders Eck“ die Kaffeetassen in die Hand. Aber es machen es alle die anderen ebenso, die alten Damen der Stadt, die bewundert erzählen, daß hier über dem Sofa der Vater in jüngeren Jahren hängt, und die Kinder, die plötzlich ein Stück von zu Haus hier im „Museum“ wiedersehen. Denn alle haben sie hergegeben, Bilder und Kleider und Kleinigkeiten, und so kommt zu Ehren, was bisher auf dem Boden stand, und Mißachtetes, Altes, was nicht mehr brauchbar schien, sieht sie stolz von Tischen und Konsolen an.

In ein Klassenzimmer hat man sich richtig verliebt „Doerch vele Tiden“ ist es genannt, und Jahrtausende umspannt nun dieser Raum, denn da liegen die Bodenfunde der Steinzeit aufgebaut, und den Beilen und Schabern und Pfeilen schließen sich mitgebrachte Wunder der Seeleute an. Wenn man es vielleicht auch nur schwer glaubhaft machen kann: mit dem Feuerstein, den vor ungezählten Jahren eine Menschenhand als ihr Werkzeug umspann, bilden Muschelkästen und Alabasterschalen einen lebendigen Kreis, denn Menschen der gleichen Scholle, des gleichen Himmelstrichs haben diese wunderlichen Dinge nach Hause gebracht. Sie mögen ästhetisch gesehen, nicht bestehen, in diesem Rahmen behalten sie ihren guten, warmen Sinn. Dann ist aber auch eine Wasserkantenstube da, vom Einbaum bis zum Schiffsmodell, Netzgerät und köstliche männliche Handarbeit aus der Zeit, als man noch unter Segeln fuhr und für die Braut aus der leeren Kognakflasche ein Schmuckstück für die Stube gewann. Hier riecht es förmlich nach Fischerei und nach Wasserfahrt, und der Abschied aus diesem Raum wird nicht leicht.

Nun werden wir noch die großen Festzüge sehen³. Unter den flatternden Fahnen ziehen dann Fischer und Ackerbürger, Bäcker und Schlächter dahin, es gibt einen Nonnenzug und einen Schwedenzug, und die Schillschen Soldaten marschieren auf. Aber das Beste von allem, was dieses Jubiläum bringen kann, wird für immer die stille Wirkung sein, die von den Dingen kommt, die man aus der Verschlossenheit der Häuser trug. Nun werden wieder Augen voll Achtung auf ihnen ruhen, nun haben sie eine Sprache bekommen, die laut und vernehmlich zu allen von der Vergangenheit und von den fernsten, noch namenlosen Ahnen spricht.

² Die Gerbersche höhere Töchterschule bestand seit 1859, zog 1905 aus der Langen Straße 20 in ihr neues Domizil in die Ulmenstraße um. 1931 wurde sie mit der Realschule zusammengelegt, in der Ulmenstraße kam danach eine Grundschule unter. Die Ausstellung von 1933 fand in der Ulmenstraße statt.

³ Der Artikel erschien während der Festwoche, die mit den Umzügen ihren Höhepunkt fand.